

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1980)

Artikel: Literatur am Thuner- und Brienzersee
Autor: Heimann, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literatur am Thuner- und Brienzersee

Das Thema stellt den Referenten vor eine erste Frage: Soll man es historisch oder geographisch aufbauen? Ich habe mich dazu entschlossen, den historischen Werdegang nachzuzeichnen und nehme dafür den Nachteil in Kauf, dass ich recht willkürlich an unseren Ufern herumfahren muss.

Wer sich schulmässig mit deutscher Literaturgeschichte befassen muss, wird mit Sicherheit zunächst auf die Minnesänger hingewiesen, unter denen sich besonders Walther von der Vogelweide unsterblichen Ruhm gesichert hat. Aber wenn wir der Manesse-Handschrift folgen, finden wir noch 159 weitere Ritter im dunklen Mittelalter, die dem Minnesang huldigten, und darunter — ums Jahr 1200 herum — einen Heinrich von Strättligen, von dem unter anderem die Zeilen erhalten sind:

Nachtegal, guot vogellin
miner vrouwen soltu singen
in ir ore dar.

Für uns Heutige tönt dieser Vers nicht umwerfend originell, aber immerhin hat er sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten.

Viel verblüffender ist, was in den alten Bilderchroniken von Tschachtlan (1470) und dem Spiezer Schilling (1485) von einem Nachfahren des Heinrich von Strättligen erzählt wird. Ich folge Hans Sommer in seinem sehr aufschlussreichen Buch «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes»:

«Die Könige von England und Frankreich wollten einen Streit durch einen Zweikampf austragen lassen. England wählte den Ritter von Strättligen zu seinem Kämpfer. Dieser erschien zuerst im Ring. Er setzte sich in einen Stuhl und schlief bald friedlich ein. Als der Gegner erschien, erschütterte ihn die unerhörte Gemütsruhe des Strättligers so sehr, dass er auf den Waffengang verzichtete. Und so können denn die Chronisten frohlockend melden, 'dass ein herr von Strettligen einem küng von engellant einen strit mit slaffen gewann'».

Diese Episode beweist zweierlei: Erstens einmal, dass die Gemütsruhe und Unerschütterlichkeit, die man den Bernern heute noch nachsagt, im Oberland schon längst verwurzelt war; und zum andern, dass es sich lohnt, gelegentlich in den alten Bilderchroniken nachzugröbeln, unter denen die Spiezer Chronik von Diebold Schilling einen besonderen Rang einnimmt.

Doch wir wollen nicht länger im Mittelalter verweilen. Wenn wir zeitlich einen Sprung über Jahrhunderte hinweg tun können, so hat das seinen guten Grund. Die Berglandschaften wirkten sehr lange keineswegs attraktiv auf die Dichter, sie waren im Gegenteil verrufen als unwirtliche Gegenden und mit ebensolchen Menschen bevölkert. Es war Albrecht von Haller, der dieses Bild nicht nur milderte, sondern sogar in das Gegenteil umkehrte. Sein gewaltiges Epos «Die Alpen», das 1732 erschien und in ganz Europa ein gewaltiges Echo fand, übergoss die vorher so finstere Bergwelt mit goldenem, vielleicht zu goldenem Licht. Und doch war damit der eigentlichen Entdeckung der Alpen — durch das dichterische Wort — der Weg gebahnt.

Es war fast zwangsläufig, dass Albrecht von Haller — besonders im Bernbiet — Nachfahren fand, die den eingeschlagenen Weg ausweiteten. Ich weiss nicht, ob es gerechtfertigt ist, immer nur in etwas abwertendem Sinne von Epigonen zu sprechen. Sie hatten sicher auch ihren Eigenwert, was ich mit zwei Strophen aus einem Gedicht des Burgdorfers Gottlieb Hieronymus Grimm belegen möchte.

Das öde Stockhorn streckt am langen nassen Spiegel
Sein drohend schwarzes Haupt in dünner Luft empor.
Der spitze Niesen hebt sich über ihn hervor,
Gemeine Berge stehn um ihn wie kleine Hügel.

Die stille Tiefe zeigt die ungeheuren Spitzen,
Darauf der Himmel ruht, im Abgrund umgewandt;
Und helle Flut bespült den blumenreichen Strand,
An dem hier Schlösser, dort gemeine Dörfer sitzen.

Mir scheint, dass dieser Epigone nicht nur zu schauen verstand, sondern dass er auch etwas mit der Sprache anzufangen wusste, was

man von manchem Heutigen nicht mehr unbedingt behaupten möchte.

Wenn wir ins 18. Jahrhundert vorstossen, erreichen wir zwangsläufig Johann Wolfgang von Goethe. Wir wissen, dass er 1779 das Berner Oberland bereiste, dass er in Brienz übernachtete, dass er in Lauterbrunnen durch den Staubbach zu seinem unvergänglichen Gedicht «Gesang der Geister über den Wassern» inspiriert wurde. Hoffnungsfroh forscht man nach, ob er nicht Wesentliches über den Thuner- oder den Brienzersee ausgesagt hat. Aber man forscht vergeblich. Seinen Reisetagebuch-Notizen ist nur die Feststellung zu entnehmen, dass er bei Regenwetter in einem gedeckten Schiff über den Thunersee fuhr und dabei den Gesang aus Bodmers Homer las. Die Entscheidung, ob das für oder gegen Goethe, den Thunersee oder Homer spricht, sei dem einzelnen überlassen.

Es ist wohl richtig, wenn wir uns handfesten Belegen dichterischen Wirkens zuwenden, das als Eigengewächs auf unserem Boden gedieh. Dabei stossen wir ganz bestimmt auf Gottlieb Jakob Kuhn, der von 1799—1806 als Pfarrvikar in Sigriswil wirkte. Das war die Zeit der ausgehenden Helvetik, als die Schweiz unter dem Diktat Napoleons seufzte, gegen das sich Kuhn recht auflüpferisch zur Wehr setzte, wie die folgenden Verse beweisen:

Marsch! Marsch! Franzos gang hey!
Mir thüe der alli Thüren uuf.
Marsch! Marsch! Franzos gang hey!
Mir thüe der d'Thüre uuf.

Hest z'Alte z'ungerobsig gmacht
Un üs nüt bessers dafür bracht,
U gmeint 's syg nume Gspass.
Der Gugger dank dir das.

Du hest is Spillüt bracht,
Die spilten is zum Tanzen uuf;
Du hest is z'Tanze gmacht —
Aeh was! I thät dir druuf!

Mir sy nit luftig wie der Franz,
Mir cheu nüt als der Bäretanz;
Pfyf andre we de witt,
Mir meu das Tanze nit.

In diesem kämpferischen Ton geht es noch über viele Strophen weiter. Doch sind es nicht solche politischen Gedichte, die ihm so etwas wie Unsterblichkeit sicherten, sondern die Volkslieder, die auch heute noch nicht vergessen sind. Viele von Euch könnten sie noch mitsingen: «I de Flühne isch mys Läbe», oder «Ha amen Ort es Blüemli gseh» oder die dramatische Geschichte von der Entstehung der Alpenrose:

Es truurigs Stückli will i zelle,
Ihr Meitleni, gäht ordli acht!
I has für euch u jungi Gselle
zur Warnig styf i Ryme bracht.
Ihr wüset, z'Sigriswil bin i
Zersch sibe Jahr Schuelmeischer gsy.

Dert steit ech, grad ob Oberhuse,
e grusam höchi, spitzi Flueh.
Es wurd ech scho vom Agseh gruuse,
U d'Gemschi chöme chuum derzue.
Flühblueme gits die schönste dra,
Schad, dass se niemer gwinne cha.

Die Ballade erzählt in 16 Strophen, wie ein übermütiges Eisi seinen hörigen Hansli an die Spitze Fluh hinaufjagt, der dann abstürzte und in seinem Blute, aus dem dann die Alpenrosen herauswuchsen, liegen blieb. Dass er neben solch moralträchtigen Versen auch Derberes unter das Volk brachte, wurde ihm von vielen Seiten recht übel genommen, vor allem das Kilterlied, das wir wohl auch heute noch gemeinsam singen könnten.

Hoscho! Eisi la mi yne,
Es macht nüsti grüsli chalt.
Lueg wie d'Sterne heiter schyne!
G'hörst du! D's Huuri schreit im Wald.

Benzi, gang mer ab der Byge;
Los! der Ringgi bället scho.
We mer jetz nid gleitig schwyge,
Chönnt is d's Müeti drüber cho.

'S Bott, i gah jetz nid da dänne!
Mira syg dys Müeti da!
Was het es da drüber z'gränne?
'S het der Att o yhe g'la.

So geht der Dialog noch über sechs weitere Strophen weiter bis zum — je nach Einstellung — erschrecklichen oder tröstlichen Schlussvers Eisis:

Nu so de! So chumm dee-n-yne!
Nume hübschli! Süferli!
Aber bis mer grüüsli fryne,
Süst bist z'letst Mahl by mer gsy.

Nach diesem volkstümlichen Aspekt ist es wohl richtig, sich wieder der sogenannt klassischen Literatur zuzuwenden. Zur selben Zeit, da Kuhn in Sigriswil wirkte, lebte Heinrich von Kleist auf der kleinen Insel am unteren Ende des Thunersees, und zwar in den Jahren 1802—03. Wir wissen, dass er wenige Jahre später, 1811, ein tragisches Ende nahm. Umso tröstlicher ist es zu vernehmen, und zwar aus einem Brief an seine Schwester Ulrike, dass er hier behagliche Monate verlebte, die fast von einem gewissen Übermut geprägt scheinen.

«Jetzt leb ich auf einer Insel auf der Aare, am Ausfluss des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohl feil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der anderen Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze auswirft oder einzieht. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich lieb-

liches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiss ich von der ganzen Welt nichts mehr . . . Uebrigens muss ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemanden, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts als mich selbst. Zuweilen doch kommen Gessner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir. Kurz, ich habe keinen anderen Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine grosse Tat.»

Welche Erhebung in Thuns Umgebung zum Schreckhorn aufgewertet wurde, bleibt uns verborgen, nicht aber, dass sich Kleist in dieser Umgebung herzlich wohl fühlte. Man darf hier vielleicht einfügen, dass viel später auch Karl Grunder auf einer kleinen Insel am untern Ende des Thunersees eine stille Arbeitsstätte fand, wo der wesentliche Teil seines literarischen Schaffens entstand.

Wenn ich mich weiter ins 19. Jahrhundert vortaste, stosse ich auf ein Lesebuch-Erlebnis, das mich stark beeindruckte. Ich denke an das Gedicht des Thuners Samuel Liehti: «Die dry Riesen von Iseltwald».

Vor tuusig Jahren syn dert z Iseltwald
Dry bursch gsyn, schtarchlocht, wie höji Tannen,
Mu hed ne Riesen gseid, den grossen Mannen.
Nu losit, wie's den gangen ischt gar bald.

Ja, wie isch es du gange? — Der Kaiser rief die wehrfähige Mannschaft des Berner Oberlandes zur Kriegshilfe auf, aber die Oberländer sandten stellvertretend nur die drei Riesen, die denn auch bald mit dem Feind fertig wurden . . . Das braucht ja nicht wahr zu sein, ist aber immerhin eindrucklich.

Eine markante Erscheinung am Thunersee war zweifellos Josef Viktor Widmann (1867—1946), der nicht nur als Feuilletonredaktor am

Bund, sondern vor allem als feinsinniger und eigenständiger Dichter in die Literaturgeschichte eingegangen ist. Nun lebte er zwar in Bern. Aber seine Ferien verbrachte er regelmässig am Thunersee, zuerst bei der Merliger Nase, dann in einem einsamen Haus am Stampbach, und er zog viele Gäste an den Thunersee, die seinen Rat suchten oder seine Freundschaft genossen, unter anderen auch Johannes Brahms, dem der Thunersee zur Wahlheimat geworden war.

Damit sind wir in unser Jahrhundert eingetreten, und da möchte ich ganz zuerst eines Dichters gedenken, der wie kaum ein anderer vor und nach ihm nicht nur die Landschaft unserer Seen, sondern auch deren Sprachmelodie bekannt gemacht hat. Ich denke an den Brienzer Albert Streich, der nach einem kargen Leben 1960 von uns gegangen ist. Ich habe im Jahrbuch 1978 sein Lebensbild nachgezeichnet, so dass ich mich hier auf einen kurzen Hinweis und eine Probe aus seiner Mundartlyrik begnügen möchte. Ich wähle das kleine Gedicht «Uf steinigem Boden», weil es in knappster Form das schmale Hoffen des Dichters ausdrückt.

Han i es chliins Liedelli gsungen.
Vom Wärden, vom Siin und Vergahn,
es Värkli i d Liit uusi bbrungen.
Die hei's due nid wiiters meh gsungen,
derwiil nid und ds Häärz 's es z verstahn.

Su liid's uf em steinigen Boden
im Steub und am Wätter, im Wind.
Bis vlicht eis mit ubholffne Chnoden
näbenuus uf steinigem Boden
e Seel, e verschipfti, 's es findt.

Auch Albert Streich hat in Brienzen Nachfolger gefunden. Ich denke vor allem an Peter Wyss, der jetzt als Pfarrer in Bolligen lebt, und neuestens auch an Johanna Mathyer, die uns noch Wesentliches zu sagen hat.

Sinn für Poesie bewiesen aber auch schon die schönen Schifferinnen von Brienzen, die bereits anfangs des 19. Jahrhunderts die Fremden zum Giessbach hinüberrahten und dabei die Gäste mit ihren Liedern

begeisterten. Friedrich A. Volmar, der 1973 starb, hat uns von der berühmtesten dieser Schifferinnen ein aufschlussreiches Lebensbild gezeichnet. Es war Elisabeth Grossmann, die von einem reichen Fremden in eine andere Welt, aber nicht unbedingt ins Glück, geführt wurde. Und da ich jetzt ein wenig von der Literatur abgewichen bin, möchte ich an dieser Stelle auch der Malerin Margrit Surbek-Frei gedenken, die als treue Freundin des Brienzersees einen grossen Teil ihres Schaffens dieser Gegend widmete und hoffentlich noch oft in ihrem zweiten Heim in Iseltwald weilt.

Doch kehren wir jetzt zurück nach Sigriswil, das offenbar für Dichter und Dichtung einen besonders fruchtbaren Boden darstellt. Es mag den wenigsten Bernern bekannt sein, dass ein Dichter, der Weltruf geniesst, seine Wurzeln in diesem Boden hatte; nämlich Blaise Cendrars (1887—1961), der eigentlich Friedrich Sauser hiess. Seine Verbundenheit mit diesem Boden war immerhin stark genug, dass seine zweite Trauung in den vierziger Jahren in der Kirche zu Sigriswil stattfand... Übrigens war auch der Maler Karl Stauffer-Bern Sigriswiler.

Meine persönlichen Erinnerungen setzen ein mit Adolf Schaer-Ris (1889—1962), der selbst ein vielseitig begabter Dichter und Literat war, vor allem war er aber auch durch Jahrzehnte hindurch der kenntnisreichste Historiker der Thunerseeegend. Zudem war sein gastfreundliches Haus in Sigriswil Treff- und Kreuzpunkt für eine bunte literarische Welt. In seinem Schüürli, das er immer zur Verfügung stellte, wurde Wesentliches geschaffen, zum Beispiel von Hugo Marti und vom Literaturwissenschaftler Walter Muschg. In den Gästebüchern, die ein Stück Literaturgeschichte umfassen, stossen wir aber auch auf Deutsche, Franzosen, Engländer, ebenso auf den Flamen Felix Timmermanns, der sich offenbar sehr wohl fühlte und deshalb ins Gästebuch schrieb: «Es gibt ein Kommen und ein Gehen; aber die Zeit zum Gehen ist noch nicht gekommen.» Darum blieb er noch einige Wochen.

Zwei weitere Dichter, oder eigentlich Doppelbegabungen, haben in Sigriswil ihre Heimat gefunden. Ich denke an U. W. Züricher, der vor allem als Maler bekannt war, aber mit dem Epos «Die Feuerkette», das 1949 erschien, eine erstaunliche literarische Leistung vollbrachte. Der andere: Karl Adolf Laubscher, den man als Tiermaler

und Dichter als Vorläufer des heutigen World Wildlife-Fund bezeichnen könnte, wie seine erhaltenen Arbeitsräume in Sigriswil eindringlich beweisen. Und da wir schon von Doppelbegabungen reden, sei hier auch an Ernst Eberhard, den Sekundarlehrer in Unterseen, erinnert, der erfolgreiche Jugendbücher schrieb und zugleich bemerkenswerte Gemälde schuf.

Doch bleiben wir noch einen Augenblick in Sigriswil, und zwar vor dem Gemeindearchiv im Zentrum des Dorfes. Schon mancher Besucher stand nachdenklich davor, nachdem er den aufgemalten Spruch gelesen hatte, der an sich schon Freude am sprachlichen Ausdruck verrät: «Der Sigriswiler alte Freiheitsbriefe ich bewach. Die Freiheit selber zu bewahren, das ist Eure Sach.» Der Spruch stammt von Frau Pfarrer Elisabeth von Steiger-Wach, eine Enkelin Felix Mendelssohns.

Doch nun wenden wir uns endgültig bergabwärts. Bereits in Gunten stossen wir auf die Erinnerung an einen Dichter, der zu seiner Zeit grosses Ansehen genoss. Ich denke an Otto Wirz (1877—1946), dessen Romane «Gewalten eines Toren» oder «Prophet Müller zwo» im ganzen deutschen Sprachgebiet Aufsehen erregten. Recht wehmütig denken wir auch an den hochbegabten Lyriker Hans Schütz, der als Lehrer in Interlaken wirkte und erst 36jährig vor den Augen seiner Schüler im Burgsee ertrank.

Unvergessen ist auch Curt Goetz, der Lustspiieldichter, der 35 Jahre lang in Merligen wohnte, wo er 1960 starb. Und da wir gerade von Heiterkeit sprechen, sei daran erinnert, dass die wohl meistgespielte Operette dieses Jahrhunderts, nämlich «Im Weissen Rössl am Wolfgangsee» ausgerechnet am Thunersee entstand.

Wie kam das zustande? In der Bächimatt hatte der bekannte Komponist Ralph Benatzki für viele Jahre Wohnsitz genommen. Ihm gegenüber, auf der anderen Seeseite, lebte der Schriftsteller Hans Müller-Einigen, der sich mit seinen Büchern — ich erinnere an «Schnupf, die Geschichte einer Freundschaft», «Das Glück da zu sein», «Der Spiegel der Agrippina» — einen guten Namen geschaffen hatte. Die beiden Wahlschweizer — Hans Müller-Einigen war 1882 in Brunn geboren — fanden sich in Freundschaft und zur Zusammenarbeit. Hans Müller-Einigen schrieb das Libretto zum «Weissen Rössl», Ralph Benatzki schuf dazu die Musik, und das Gemeinschaftswerk brachte ihnen nicht nur rauschenden Erfolg, sondern auch ein Vermögen.

Brachte es ihnen auch Glück? Für Hans Müller-Einigen offensichtlich nicht. Er war in den letzten Jahren seines Lebens ein kranker, aber auch ein höchst eigensinniger und verbitterter Mann, der seinen Sekretär, Dr. Schwarz, zuweilen fast zur Verzweiflung trieb. Trotzdem: Als der Dichter 1950 starb, vermachte er seinem Sekretär sein Vermögen und das prächtige Haus am See. Aber Dr. Schwarz, seines Herrn und Quälgeists beraubt, beging wenige Monate später Selbstmord . . . Ein Stück seltsamer Literaturgeschichte, die sich am Thunersee abspielte.

Aber wir wollen uns wieder weniger tragischen Aspekten zuwenden. Und es ist sicher am Platz zu erwähnen, dass auch Rudolf von Tavel, vor allem in seinem Bubenberg-Roman «Ring i der Chetti» dem Thunersee und vorab der Spiezer Bucht unvergängliche Lichter aufsetzte. Denken wir auch daran, dass in Hünibach Elisabeth Müller bis 1975 lebte, die sich als Erzählerin und vor allem als Jugendschriftstellerin Ruhm und Ehrungen erwarb. Es gibt in Hünibach sogar einen Weg, der ihren Namen trägt; eine Ehrung, die einem literarisch Schaffenden recht selten zuteil wird. Nur wenige Schritte von ihr entfernt verbrachte Helene Wirth ihre letzten Lebensjahre, die ebenfalls Jahre gekannt hatte, in denen ihr Name in der ganzen Schweiz Geltung erlangte.

Wenn ich mich nun den Heutigen zuwende, die noch unter uns leben und wirken, werden Sie sicher verstehen, dass ich mich weitgehend der Wertungen enthalte, da es sich um meine Freunde und Kollegen handelt. Immerhin möchte ich als ersten Hans Sommer nennen, der in Hünibach lebt. Sein umfassendes Wissen in sprachlicher, literarischer und allgemein kultureller Sicht ist im wahrsten Sinne staunenswert, und er hat ganz besonders auch — wie bereits am Anfang erwähnt — die umfassendste Arbeit über das literarische Leben im Berner Oberland geschaffen. Ich möchte hier auch ganz offen gestehen, dass ich ihm manchen Hinweis, manche exakte Angabe verdanke.

Zu den Unsrigen zählen wir auch Helmut Huber, Pfarrer in Leissigen. Wie intensiv er mit unserer Landschaft verbunden ist, beweist sein dichterisches Schaffen. Ich denke — unter vielen andern — an sein Gedicht «Thunersee», das im Jahrbuch 1978 erschien. Es sei hier in Erinnerung gerufen.

O Morgenglanz, aus dem der junge Tag
sich strahlend hebt wie eine Sonnenbraut,
und schreitet, schwebt mit goldnem Flügelschlag,
von Wälder fernen flimmernd warm umblaut.

Und staunend steht er über deinem Licht
und schaut wie einer, der im Traume tief
die dunkle Welt und ihre Nacht verschlief,
und nur den Himmel trägt im Angesicht.

Du aber hältst ihm deine Schale weit
wie Hände hin, die schenkend offen sind,
und leise legt er tief in sie sein Kleid
und lässt es tragen von der Welle Wind.

Dass aber Helmut Huber nicht nur Gedichte, sondern zuweilen auch recht angriffige Aphorismen schreibt, dürfte weniger bekannt sein. Unter den Heutigen, die eng mit unserer Gegend vertraut sind, möchte ich Jakob Streit in Spiez nennen, der auf ein imponierendes Lebenswerk zurückblicken kann, das vor allem Märchen, Legenden, aber auch tiefgreifende pädagogische Schriften umfasst. Ebenfalls in Spiez lebt Trudi Maurer, deren Jugendbücher und Mundarterzählungen sich grosser Beliebtheit erfreuen. Nicht mehr am Thunersee, sondern im Aaretal lebt Werner Gutmann, der aber mit seinen Büchern beweist, wie sehr er Thun und insbesondere auch Beatenberg zu seinen Lebenswurzeln zählt. Noch bekannter dürfte er allerdings als Dramatiker sein.

Zu den unsern zählt zweifellos auch Paul Eggenberg, der seine Jugend in Heiligenschwendi verbrachte und nun seit vielen Jahren in Oberhofen lebt. Auch er widmete sich zunächst erfolgreich dem Jugendbuch, aber in letzter Zeit sind es vor allem seine Mundarterzählungen, die dankbare Leser finden. Ich möchte hier auch eines Mannes gedenken, der sich in aller Bescheidenheit als Sammler und Förderer der Literatur um den Thuner- und Brienzersee grosse Verdienste erworben hat. Ich denke an Rudolf Wyss, Redaktor in Interlaken. Er ist aber nicht nur Förderer, sondern mit feinsinnigen Skizzen auch Mehrer unseres literarischen Lebens.

Es sei hier daran erinnert, dass in Oberhofen ein Poet lebt, Adolf Stähli, der durch seine Jodellieder eine erstaunliche Popularität erlangt hat. Als Beweis dafür, wie intensiv er seine Umwelt erfasst, zitiere ich den ersten Vers seines Liedes «Am Thunersee».

Wenn vom Niese d Loui fahre
Gits scho Chirschibluescht am See.
Und im Nussboum nischte d Stare,
als häts nie e Winter ggeh.
Gäll, wenn d chunsch, de blybsch bis z Abe,
blybsch bis d Sunne undergeit,
und i fyne, zarte Farbe
ds letschte Guld uf d Bärge leit.

Und schliesslich, um der Vollständigkeit willen, muss ich wohl erwähnen, dass ich selbst — zusammen mit meiner Frau, der Jugendschriftstellerin Gertrud Heizmann, seit 16 Jahren in Heiligenschwendi lebe. Ich folge einem Wunsch, wenn ich etwas aus meinem eigenen Schaffen zitiere. Ich möchte mit diesem Zitat, das ich meinem Buch «Ein Blick zurück» entnehme, nachweisen, wie weit unsere Verbundenheit mit der Thunerseegegend zurückreicht.

«Wir sassen an einem sonnigen Waldrand am Margel, hoch über dem Thunersee. An den schattigen Waldrändern lagen noch Schneekrusten, aber der See unter uns leuchtete bereits in festlichsommerlichem Blau, und als Rahmen, fast gewalttätig gross und erhaben, reihten sich die Zacken der Berner Alpen am Horizont. Reine, unberührte Flanken und Wände türmten sich auf, deren Weiss sich bis zur blitzenden Spiegelung steigerte, dort wo der Wechsel von Sonne und Frost bereits einen Eispanser geschmiedet hatte.

Von Heiligenschwendi waren wir hier herüber gewandert. Dort hatte die Familie meiner Frau in einem abseitigen Bauernstöckli eine Ferienwohnung, die für die Stadtkinder ein Paradies darstellte.

Ja, ich hatte jetzt eine Frau. Vor wenigen Tagen hatten wir geheiratet, im Kirchlein zu Bremgarten, in einer einfachen, würdigen Feier. Die beiden Familien hatten sich gegenseitig, und gemeinsam hatten sie uns akzeptiert, als Brautpaar. Dieses selbst war allerdings einigermaßen lädiert gewesen, weil wir wenige Tage zuvor die Tropen-

impfungen empfangen hatten, die für die bevorstehende Reise notwendig waren. Meine Frau hatte Mühe, den rechten Arm zu heben, und ich hielt den linken etwas steif.

Und nun sassen wir da am Waldrand und waren glücklich darüber, dass die Sonne eine so schöne Welt und auch uns beschien. Da blitzte durch den Dunstschleier im Kandertal etwas metallisch hell zu uns hinüber: Das Geleise der Eisenbahn, der Lötschberglinie. In wenigen Tagen würden wir darauf wegfahren, weit fort, durch die Alpen, in die Ebene, ans Mittelmeer — übers Meer!

Mit begehrlichen Augen folgte ich dem Schienenstrang. Eine unbändige Freude erfüllte mich, eine Freude am Erleben, das uns erwartete, eine Sehnsucht, ein Hunger nach einer neuen, unbekannten Welt, der wir auf diesen Schienen entgeneilen würden.

Ich schloss die Augen, um mich weit, weit weg zu träumen. Und als ich sie wieder öffnete und mich das wirkliche Bild um uns herum von neuem gefangen nahm, fiel es mir ein, dass es doch nirgends auf der Welt schöner sein konnte als gerade hier, wo ich daheim war.

Ich lächelte wohl ein wenig über mich selbst. Heimweh, bevor ich nur fort war? — Vielleicht. Zugleich aber dieser übermächtige Zug in die Ferne, ebenso stark, nein, noch stärker als das Heimatgefühl.

War es blosse Abenteuerlust, die mich wegtrieb? Ich sann dieser Frage nach, und allmählich formte sich eine Erkenntnis, die nicht ohne Bitterkeit war. Ich strebte fort, ins Unbekannte, weil ich hier, in der Heimat, nichts zu verlieren hatte ausser Gefühlen, die mich nicht ernährten. Diese Heimat hatte für mich keine Verwendung, keine Arbeit, keine greifbare Zukunft. Ich war in ein Niemandland geraten, ob durch Schuld oder Schicksal, war schliesslich gleichgültig. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als weiter zu suchen. Und nun war ich auf dieser Suche nicht mehr allein.

Das war Trost und Verpflichtung zugleich.»

Damit möchte ich meinen Überblick über die Literatur rings um unsere Seen beschliessen. Dieser Überblick ist notwendigerweise, in einem Vortrag zusammengedrängt, lückenhaft. Aber ich hoffe doch, damit nicht nur den Bewohnern, sondern auch den Gästen unsere Gegend aus der Sicht der Dichter und Schriftsteller etwas näher gebracht zu haben.